

6

Verlagspostamt Oberhausen Rheinland



Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AG. VEREINIGTE GESELLSCHAFT



Wenn Ostereier mit soviel Hingabe bemalt werden, wie auf unserem Titelbild von der kleinen Angelika, Töchterchen des Werksangehörigen Josef Knorr von der Abteilung Verkehr, dann muß schon etwas aus ihnen werden! Ja, es ist kaum zu glauben, was so ein Osterhüschchen alles tun muß. Dabei ist es gar nicht so leicht, das große Ei in dem kleinen Händchen festzuhalten. Wie leicht kann da ein Pinselstrich daneben gehen oder gar das Ei zerbrechen. Und dann gibt es noch die große Frage, welche Farbe wohl am schönsten ist. Nun, Angelika wird es bestimmt schaffen, wie schließlich alle Arbeit gelingt, wenn sie mit soviel Liebe getan wird. So wünschen wir denn auch unseren Lesern viele solche bunte Eier zu einem frohen Osterfest!

JAHRGANG 6 9. APRIL 1955

6

AUS DEM INHALT:

Können wir die Rüstung verkraften?

+

Die gute alte Zeit

+

Oberhausen — Stadt ohne Geschichte

+

Unfallteufel in den April geschickt

+

Die Neuen sind da

+

Großer Tag für den Nachwuchs

+

HOAG-Chronik

+

Fröhliche Ostern!

ECHO DER ARBEIT Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Red.: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rhld.), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkszeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17000 Expl. VVA-Druck, Oberhausen. Klischees: Vignold, Essen.

Wen soll man wählen?

Wenn auch die Zeit vor hundert Jahren in einem anderen Rhythmus verlief als die heutige, wenn auch die damalige Postkutsche durch das Flugzeug ersetzt wurde — manche Begriffe sind doch die gleichen geblieben. So haben beispielsweise die nachfolgenden Zeilen aus dem Jahre 1849, die der Dichter Adalbert Stifter über die Wahl einer echten Persönlichkeit schrieb, zeitlose Bedeutung. Wir möchten sie der am 14. April stattfindenden Betriebsratswahl vorausschicken. Möge ein jeder eingedenk der Ermahnung — Wahlrecht ist Wahlpflicht — verantwortungsbewußt im Sinne der Stifter-Worte seine Stimme abgeben.

Es gibt in der ganzen Natur keine so allgemeinen und untrüglichen Merkmale, wodurch die Tauglichsten und Besten bezeichnet würden, daß man sich nicht irren und dennoch einen Untauglichen und Schlechten wählen könnte. Daher muß der Wähler die Unsicherheit durch den Verstand und durch sein Herz ausgleichen.

Der Verstand muß sehen, daß der Wählbare selber ein Mann von reinem, gesundem Verstande ist und denselben in allen seinen Angelegenheiten bewährt. Wie töricht wäre es zum Beispiel, einen zu wählen, der seinen Wählern alles mögliche verspricht, was er jedoch nie halten kann. Wie töricht wäre es weiter, einen Mann zu wählen, der bald dies, bald jenes unternommen hat, aber auf keinen richtigen Erfolg gekommen ist, und nun am Bierstisch, wie dies gewöhnlich der Fall ist, denen „oben“ und allen möglichen Dingen schuld gibt und alles besser zu verstehen behauptet. Wie töricht wäre es auch, einen zu wählen, der selber immer sagt, daß er der Beste und Tauglichste sei. Solche Leute sind entweder in Phantasterei befangen oder sie sind unverständlich, weil sie die Kräfte anderer nicht sehen, sondern nur die ihrigen, und weil gerade der tüchtigste Mann es nicht sagt, daß er tüchtig ist. Wie töricht wäre es endlich, einen Mann zu wählen, den man gar nicht kennt, der immer nur von anderen angepriesen worden ist, die man oft auch nicht kennt! Denn es hieße, seinen Verstand beiseite legen und blind tun, was ein anderer vorschreibt.

Was das Herz betrifft, das ebenfalls die Unsicherheit des Wahlgeschäftes ausgleichen helfen soll, so spielt das eine sehr große Rolle und ist von außerordentlicher Wichtigkeit; denn mit dem Herzen, wenn es selber echt und recht ist, empfindet man den Charakter des anderen, ob er gut oder schlecht sei — und dies ist von entscheidender Bedeutung: Ehrlichkeit — und feste Rechtschaffenheit der Gesinnung — ist fast noch wichtiger in Vertretungsdingen als die Einsicht, sie ist der Grundpfeiler und das Wesen der Vertretung: denn der Ehrenmann vertritt in Aufrichtigkeit das ihm durch die Wahl aufgelegte Amt, vertritt nur immer sich, er will etwas erlangen, entweder Macht, da ist es eine Jagd und ein Kampf um Ministerstellen und andere Ämter, oder Geld oder Ruhm oder Ansehen oder irgend etwas anderes, nur nicht das allgemeine Wohl — was geht das ihn an, wenn er es auch immer im Munde führt. Wie weit könnte die Menschheit schon vorgerückt sein, wenn es keine Eiferer und Schreier gäbe, die, wie das alte Sprichwort sagt, das Kind mit dem Bade verschütten! Selbst der edelste Mensch, wenn er diese Heftigkeit hat, ist untauglich zum Aufbau, weil er die Mittel überhastet und übereilt. Man wähle daher niemals Leute, die sich zu der Wahl und zu anderen Dingen mit großer Heftigkeit und großem Ungestüm herzuwürgen. Gerade der ausgezeichnete und gelassene Mann drängt sich nicht herbei, sondern will gesucht werden.

Eine andere Klasse von bedenklichen Menschen sind die Phantasten. Das sind solche, welche die Dinge der Welt nicht mit dem Verstande, sondern mit der Einbildung anschauen. Der Verstand nimmt die Dinge, wie sie sind, und leitet aus ihnen die Folge ab, welche natürlich aus ihnen kommen kann: die Einbildung aber betrachtet die Dinge gar nicht oder oberflächlich, sie hat nur Einfälle, betrachtet dieselben als wahr, handelt danach und irrt sich gewaltig. Solche Leute haben Hirngespinnste, Phantasien, Bilderwerke und dergleichen in ihrem Haupte und hängen ihnen nach. Daß solche Menschen, wenn sie in ein Amt gewählt worden sind, sehr üble Wirkungen hervorbringen, ist begreiflich, weil die menschliche Gemeinschaft aus lauter wirklichen, ins Leben greifenden Dingen, nicht aber aus Einbildungen besteht.

Dr. Ing. e. h. Mußgnug

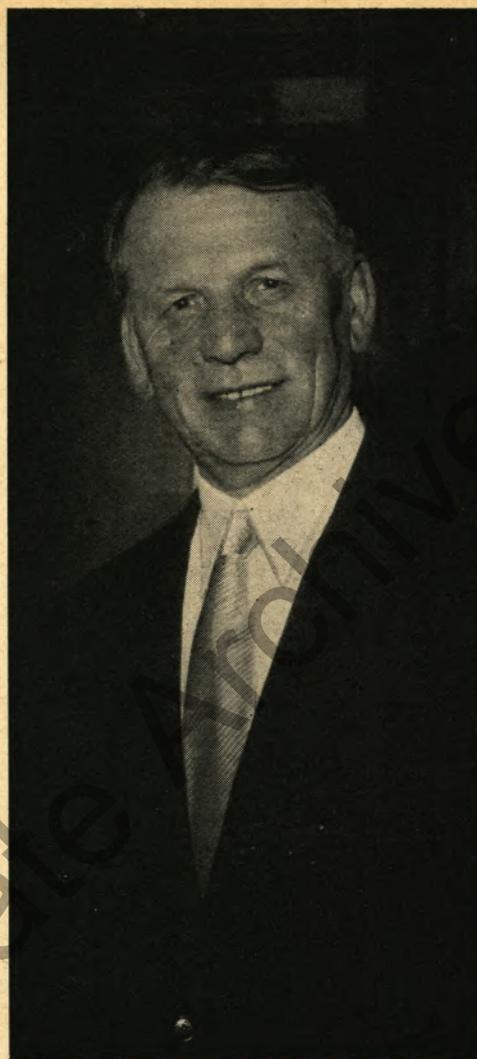
Der Leiter des Zementwerkes wurde Ehrendoktor der TH Stuttgart

Am Tage seines 65. Geburtstags wurde am 22. März d. J. dem Betriebsdirektor des Zementwerkes, Gustav Mußgnug, die Würde eines Ehrendoktors der Technischen Hochschule Stuttgart verliehen. Damit fanden die Verdienste Gustav Mußgnugs auf dem Gebiete der Erforschung der Hochofenschlacke ihre höchste Würdigung. Mit zielstrebigem Energie, so wurde in den verschiedenen Festreden zum Ausdruck gebracht, ist Gustav Mußgnug seinen Weg aus den kleinsten Anfängen heraus bis zu seiner heutigen bedeutsamen Stellung gegangen. Die Auszeichnung, die Direktor Mußgnug mit der Verleihung des Titels „Doktor-Ingenieur Ehren halber“ erfuhr, ist um so bemerkenswerter, wenn man berücksichtigt, daß Gustav Mußgnug, der früh hart arbeiten mußte, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, keine Hochschule besuchen konnte, sondern sozusagen als „Selbstmademan“ es schließlich bis zum Betriebschef eines der größten Hüttenzementwerke des Ruhrgebietes brachte. Gerade sein beruflicher Werdegang sollte unserem Nachwuchs Beispiel dafür sein, wie sehr es im Leben letztenendes auf Können, Fleiß und Energie ankommt. Ein derartiger Aufstieg ist aber nur durch den vollen Einsatz der ganzen Persönlichkeit und durch Zurückstellung vieler privater Wünsche möglich. Manches Opfer hat Gustav Mußgnug und insbesondere auch seine Gattin bis zur Erreichung dieses Zieles bringen müssen.

Als der gebürtige Karlsruher 1926 nach Oberhausen kam, war er zuvor bei der Portland-Zementindustrie in Oppeln und in Heidelberg tätig gewesen. In Oberhausen kam er dann erstmalig mit dem Erzeugnis der Hüttenindustrie in Berührung, dem er von da ab sein besonderes Interesse zuwandte — der Hochofenschlacke. Wohl war, als Gustav Mußgnug vor 29 Jahren seine Arbeit in Oberhausen begann, der Hütten- oder Hochofenzement und der Hüttenportland- und Eisenportlandzement bereits entwickelt. Es waren aber noch nicht ihre besonderen Eigenschaften im Vergleich zu den Portlandzementen genügend erforscht und bekannt. Sie wurden demzufolge als hydraulische Bindemittel gewertet, die die klassischen Eigenschaften als Portlandzement nicht in

gleich hohem Maße besaßen. Es durften daher auch nur verhältnismäßig geringe Mengen granulierter Hochofenschlacke in feingemahlener Form dem Portlandzement beigemischt werden, um mit Sicherheit gut abbindende Hüttenzemente erzeugen zu können. In mühevoller und zielstrebigem Arbeit ist es Gustav Mußgnug dann gelungen, die besonderen Eigenschaften der Mischungen aus Portlandzement zu erforschen und dabei den Anteil der Hochofenschlacke zu Herstellung von Hüttenzement auf 70 bis 85 Prozent zu erhöhen, ohne daß dadurch die Festigkeitseigenschaften der damit hergestellten Mörtel in irgendeiner Weise nachhaltig beeinflußt wurden. Der deutschen Eisen- und Stahlindustrie hat er damit einen sehr wertvollen Dienst in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht erwiesen. Vor einem halben Jahrhundert war Hochofenschlacke noch ein Abfallprodukt, heute ist sie ein wertvoller Rohstoff, Gustav Mußgnug ist gewissermaßen Schrittmacher dieser Entwicklung gewesen. Es ist u. a. auch sein Verdienst, daß kaum noch Frischschlacke auf die Halden, sondern letztlich in die Mühlen des Zementwerkes geht. „Die Zeit ist nicht mehr fern“, so betonte der technische Direktor des Werkes, Dr. Graef, „wo die Schlackenberge ganz verschwunden sein werden“.

Im einzelnen untersuchte Dr. Mußgnug in den zurückliegenden Jahren insbesondere die Verwertungsmöglichkeiten des Schlackensandes. Seine Arbeiten umfaßten dabei die Einsatzmöglichkeiten des Sandes für die Herstellung der Hüttenzemente sowie der Hüttensteine. Er beschäftigte sich ferner mit der Sinterfähigkeit der auf Hochofenschlackenbasis hergestellten Rohmehle sowie ihres Reaktionsverlaufes beim Brennen im Drehofen. Als bahnbrechend können die von Gustav Mußgnug gemeinsam mit dem Hochofenbetrieb erarbeiteten Ergebnisse über die Eigenschaften der beim Arbeiten mit Sauerstoff angereicherten Luft anfallenden Schlacken portlandähnlicher Zusammensetzung bezeichnet werden. Damit wurde dieser Zement erstmalig in einem Großversuch aus dem Schmelzfluß gewonnen und auf seine Eigenschaften hin untersucht, gleichzeitig aber auch



die diesem Verfahren zur Zeit noch gesetzten Grenzen aufgezeigt. In verschiedenen Veröffentlichungen hat Direktor Mußgnug dann weiterhin die hydraulischen Eigenschaften der Schlackensande behandelt und hierbei Möglichkeiten zu deren Verbesserung durch die verschiedenen Anregerkomponenten wie Kalk, Klinker und Gips aufgezeigt. Neben der Frage des Einsatzes abgelagerter Schlackensande hat er sich ferner mit unbedingt wissenschaftlicher Gründlichkeit zur Frage der Abbindezeit und der Mahlbarkeit der Hochofenschlacke geäußert. Von großer wirtschaftlicher Bedeutung waren außerdem seine Untersuchungen über den Reaktionsablauf der Dampfhärtung der Hüttensteine. In der unter seiner Leitung entstandenen modernen Hüttensteinfabrik kletterte die Produktion in der Nachkriegszeit von 1 Million auf 7 Millionen Hüttensteine monatlich, die hauptsächlich für den Wohnungsbau bestimmt sind.

Das alles sind die Verdienste des Mannes, der am 22. März aus den Händen des Dekans der bauwissenschaftlichen Fakultät der Technischen Hochschule Stuttgart, Professor Dr. Pöpel, den Ehrendoktorbrief entgegennahm. Die ihm hiermit zuteil gewordene hohe Auszeichnung ehrt zugleich auch das Werk, dem Dr. e. h. Mußgnug nunmehr fast dreißig Jahre seiner beruflichen Tätigkeit gewidmet hat. In dieser Stunde der Ehrung erwies sich immer wieder der Mensch Gustav Mußgnug, in seiner ganzen Bescheidenheit, dem nicht das Streben nach Ehren und Würden, sondern die Freude am Beruf den Anreiz und den Impuls für seine fachliche und wissenschaftliche Tätigkeit gaben. In seinen Dankesworten brachte er zum Ausdruck: „Lassen Sie mich deshalb der Werksleitung der Gutehoffnungshütte, unter der ich über 20 Jahre arbeiten durfte und dem Vorstand der Hüttenwerk Oberhausen AG meinen Dank abstaten für die Förderung und tatkräftige Unterstützung meiner wissenschaftlichen Arbeit. Weiterhin möchte ich allen meinen Mitarbeitern in der meiner Leitung unterstellten Werksabteilung danken für die tatkräftige Unterstützung bei der Durchführung der verschiedensten fachlichen Arbeiten.“

S.

Während der Ansprache von Dr. Graef anlässlich der Verleihung des Ehrendoktorates an Dir. Mußgnug. V. l. n. r.: Der Dekan der bauwissenschaftlichen Fakultät der Technischen Hochschule Stuttgart Prof. Dr. Pöpel, Dr. e. h. Gustav Mußgnug, Generaldirektor a. D. Dr. e. h. Hermann Kellermann, Dr. O. Vorwerk (Vorstandsmitglied der Hüttenwerk Rheinhausen AG), Dir. Strohmenger, Dr. Haegermann (Verein Deutscher Zementwerke) und Dir. O. A. Siering.



Wirtschaftsakademie eröffnet

Besuch wird dringend empfohlen — Wirtschaftsdiplom für Angestellte

Die aus dem Kaufmännischen Bildungswerk Oberhausen e. V. erwachsene Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie Oberhausen (vgl. „Echo der Arbeit“ 19/54) stellte sich in der vergangenen Woche zum ersten Male der Öffentlichkeit vor. Im Mittelpunkt der ersten Veranstaltung stand ein Vortrag von Professor Dr. Günter Schmölders, des Direktors des Finanzwirtschaftlichen Forschungsinstitutes an der Universität Köln, über Rüstungsfinanzierung und Währung, über den wir auf dieser Seite unten berichten. Zuvor hatte Dr. Ernst Frank als Vorsitzender des Vorstandes der Akademie einige grundlegende Ausführungen zu der Institution gemacht: Die Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie ist eine Einrichtung der Stadt Oberhausen, der Oberhausener Wirtschaft, sowie ortsansässiger öffentlich-rechtlicher Körperschaften. Sie dient der hochschulmäßigen Fortbildung sowohl der Beamten und Angestellten der Verwaltung, als auch der Angehörigen von öffentlichen und privatwirtschaftlichen Unternehmungen. Die im Beruf erworbenen praktischen Kenntnisse sollen durch das von Universitätsprofessoren und hervorragenden Praktikern geleitete Studium auf wissenschaftlicher Grundlage ergänzt und vervollkommen werden.

Kriegs- und Nachkriegszeit beeinträchtigten häufig die Kontinuität in dem Ausbildungsgang des Einzelnen. Aber auch diejenigen, die das Glück hatten, in der Zwischenkriegszeit eine normale Ausbildung zu durchlaufen, fühlen sich den vielfältigen und laufend steigenden Anforderungen in ihrem Berufsleben nicht immer gewachsen. Ein lücken-

hafter oder den modernen Erkenntnissen nicht gerecht werdender Ausbildungsstand erweist sich als Hindernis für das berufliche Fortkommen. Hier gilt es, Abhilfe zu schaffen! Der Vorstand der neu geschaffenen Einrichtung glaubt daher, mit der Errichtung der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie im westlichen Ruhrgebiet einem echten Bedürfnis und einer sozialen Verpflichtung nachzukommen.

Das insgesamt 6semestrige Studium in Abendveranstaltungen soll die Voraussetzungen für eine vielseitige Verwendbarkeit im Beruf schaffen und die Hörer befähigen, größere Aufgaben selbständig zu erfüllen, so daß die Lösung der Tagesprobleme von einer höheren Warte aus umsichtiger und zweckmäßiger geschehen kann. Das Studium erstreckt sich auf das öffentliche Recht, das Privatrecht, die Volkswirtschaft und die Betriebswirtschaft. Am Abschluß des systematischen Studiums als Vollhörer steht die Diplom-Prüfung. Unter Erfüllung der in den Prüfungsordnungen geforderten Voraussetzungen ergibt sich die Möglichkeit der Erlangung des Verwaltungs-, des Kommunal- oder des Wirtschafts-Diploms. Vorsitz des Prüfungsausschusses ist ein vom Innenminister des Landes bestimmter Staatskommissar. Das Diplom wird von der Verwaltung, den Verbänden und Mitgliedsfirmen anerkannt und eröffnet neue Möglichkeiten beruflicher Verbesserung. Dr. Frank widersprach jedoch der von einer Oberhausener Zeitung kürzlich vertretenen irrigen Ansicht, wonach das Diplom der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie gleichbedeutend sei mit dem

Hochschul-Diplom. „Das würde den Wert und die Bedeutung des Universitätsstudiums in nicht vertretbarer Weise herabsetzen.“ Wohl aber darf gesagt werden, daß derjenige, der neben seiner täglichen praktischen Arbeit die Akademie in den Abendstunden mindestens sechs Semester lang besucht und ein Diplom erwirbt, ein Stehvermögen beweist, das ihn aus der Reihe der übrigen Beamten und Angestellten heraushebt. Jedoch kann eine Anerkennung von zwei Semestern des abgeschlossenen Studiums an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie auf das Hochschulstudium nach einem Erlaß des Innenministers von NRW vom 25. Oktober 1946 erfolgen, wenn der Bewerber die Diplom-Prüfung mit dem Prädikat „gut“ bestanden hat. Die Wurzeln der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie liegen im Gegensatz zu den Hochschulen im beruflichen Leben. Insbesondere kommen der Akademie zwei Aufgaben zu:

1. Die Persönlichkeitsbildung der Beamten sowie Angestellten der Wirtschaft zu pflegen.
2. Die Fortbildung auf wissenschaftlicher Grundlage in planmäßiger Schulung zur Steigerung der fachlichen Leistungsfähigkeit zu betreiben.

Es handelt sich also um Aufgaben ethischer und praktischer Natur.

Der Besuch der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie — im Bundesgebiet gibt es insgesamt 25 — kann allen Angestellten, die bestrebt sind, ihr Bildungsniveau zu erhöhen, dringend empfohlen werden. Einschreibungen werden im Sekretariat der Akademie, Oberhausen, Grillostraße 34, entgegengenommen (Telefon 23905). Vorlesungsverzeichnisse sind bei der Personalabteilung für Angestellte (Senk) erhältlich. Die Vorlesungen beginnen am Freitag, 15. April 1955, im großen Rathaussaal mit einem Vortrag von Universitätsprofessor Dr. Walther Hoffmann, Münster, zu dem Thema „Wachstumsgrundlagen der deutschen Wirtschaft“.

Können wir die Rüstung verkräften?

Prof. Schmölders sprach in der neuen Akademie zu einer brennenden Zeitfrage

Gleich mit dem ersten Vortrag der neuen Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie wurde ein „heißes Eisen“ angepackt. „Aber in Oberhausen“, so leitete Professor Dr. rer. pol. Günter Schmölders, der Direktor des Finanzwirtschaftlichen Forschungsinstitutes an der Universität Köln, sein Referat ein, „weiß man ja mit heißem Eisen umzugehen.“ Seine Ausführungen hatte er unter das Motto „Rüstungsfinanzierung und Währung“ gestellt.

Er ging davon aus, daß alle großen Inflationen in erster Linie Folgen von Rüstungs- und Kriegsfinanzierungen gewesen sind. Die Frage geht also darum: Ist Rüstung ohne Inflation überhaupt möglich? Die Menschen in Deutschland sind im allgemeinen geneigt, diese Frage an Hand der letzten Erfahrungen im eigenen Land zu beurteilen. Die Rüstung des nationalsozialistischen „Deutschen Reiches“ führte in die Inflation und mußte ihrer Art nach auch dahin führen, wenn auch in eine Inflation ganz besonderer und geschichtlich damals noch neuer Art, nämlich in die preisgestoppte Geldentwertung, aber dieser Typ der Inflation war nicht weniger gefährlich als die „offene“ Inflation jener Art, wie wir sie zu Beginn der zwanziger Jahre nach Beendigung des ersten Weltkrieges erlebt haben. Während jedoch seinerzeit Hitler die Aufrüstung im Zeichen tiefster wirtschaftlicher Depression begann, fällt heute die Wiederaufnahme der Rüstung in eine Zeit der Hochkonjunktur und der Vollbeschäftigung. Die Bemühungen müssen sich also darauf konzentrieren, eine geldpolitisch neutrale Rüstungsfinanzierung sicherzustellen, das heißt also, die Inflation auf alle Fälle zu vermeiden.

Veranschaulichen wir uns diese Überlegungen durch einen Blick in die Geschichte. In dem Anfang der dreißiger Jahre standen unterbeschäftigte Fabriken und unbeschäftigte Menschen in erheblichem Umfang zur Verfügung, und die vom Staat zur Rüstungsfinanzierung eingeleitete Vermehrung der Geldumlaufmenge konnte infolgedessen zunächst durch eine gleichlaufende Produktionssteigerung ausgeglichen werden, so daß der Gleichgewichtszustand zwischen Geld- und Güterseite zunächst gewahrt werden konnte — wobei freilich das Wort „zunächst“ besonders betont werden muß, denn bereits 1937/38 änderte sich die

Sachlage, und von diesem Zeitpunkt an war die inflationistische Entwicklung nicht mehr zu bändigen. Für die gegenwärtige Situation, wie sie sich in Westdeutschland dem kritischen Beobachter am Vorabend der neuen Rüstungsära darbietet, läßt sich, wie bereits angedeutet, sagen, daß sie in eine Zeit der allgemeinen Leistungssteigerung unserer Volkswirtschaft fällt. Man wird bestrebt sein, die Rüstung gewissermaßen auf die zivile Produktion „aufzupropfen“, ohne diese zivile Produktion einschränken zu müssen.

Der Streit — so hat die Ratifizierungsdebatte im Bundestag bewiesen — aber beginnt bereits mit der Größenordnung der Wiederaufrüstungskosten. Bundesfinanzminister Schäffer, den die Opposition auf feste Zahlen festnageln wollte, ging dabei der Preisgabe authentischer Zahlen geschickt aus dem Wege. Mit der Rechnung von den derzeitigen 7,2 Milliarden DM Besatzungskosten und den zukünftigen neun Milliarden DM Verteidigungsbeitrag streuen wir uns, so meinte Prof. Schmölders, allerdings selbst Sand in die Augen. Zwar ergeben sich diese Summen aus dem Etat, doch sehen nach seiner Ansicht die Werte in der Praxis anders aus.

Jedenfalls wird unsere zukünftige Währungs- und Finanzpolitik durch die Rüstung entscheidend beeinflusst werden. Wir sind keine Wunderknaben, so betonte der Referent, die sich Panzer und Kasernen nur so aus den Ärmeln schütteln. Neben den Kosten für die Aufstellung und Unterhaltung der Streitkräfte wird sich als Folge der Rüstung ein erhöhter Investitionsbedarf der Industrie ergeben. Nach der jüngsten Entwicklung wird man gerade diesem Posten zunehmende Bedeutung beimessen müssen. Sind obendrein die konjunkturellen Erwartungen der Unternehmungen gut, so werden sie zunehmend bereit sein, für die Finanzierung ihrer Investitionen Fremdmittel aufzunehmen, hoffentlich stärker als bisher vom Kapitalmarkt, denn eine verstärkte Kreditschöpfung der Banken könnte sich währungspolitisch unter Umständen ungünstig auswirken.

Das Ziel ist, die Rüstung nur aus den ordentlichen Staatseinnahmen zu finanzieren (ob man beispielsweise vollkommen neue Steuern festlegt, kann im Augenblick noch nicht gesagt werden).

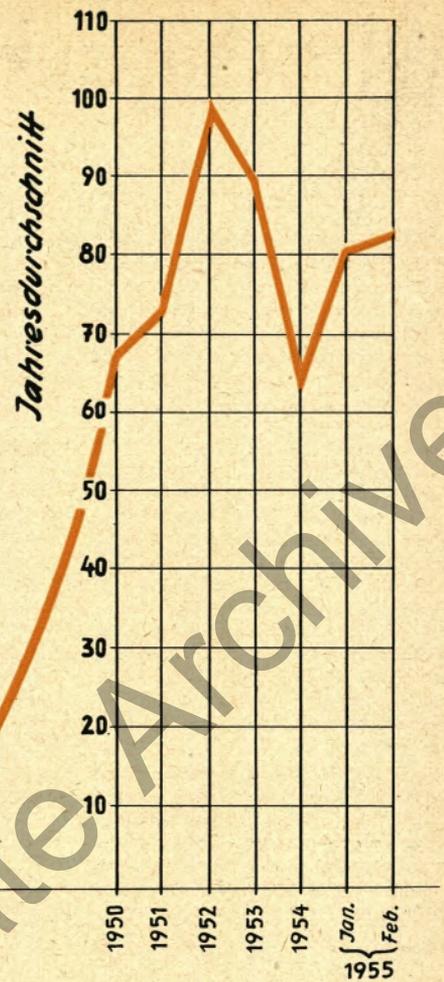
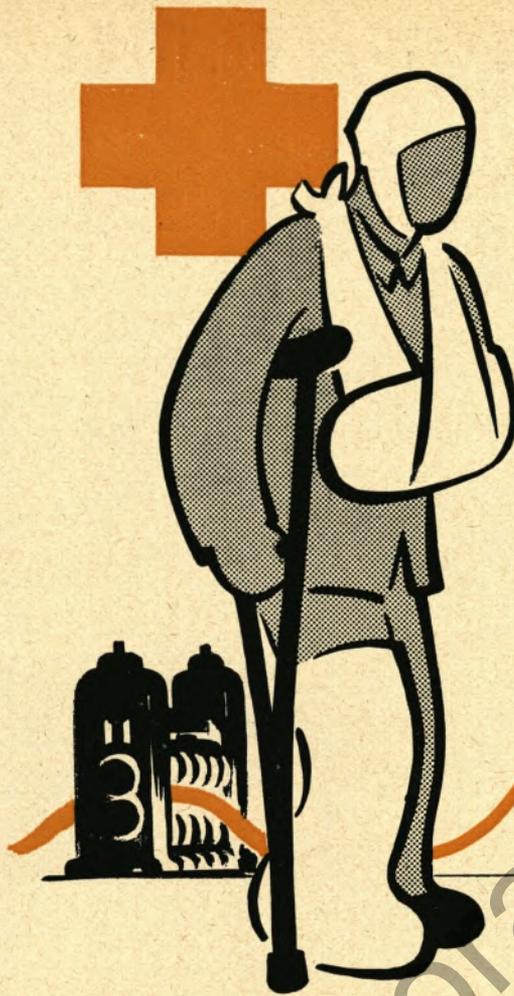
Recht kritisch setzte sich Professor Schmölders mit einer vom Bundesfinanzminister angestrebten Rüstungsfinanzierung „aus der Wachstumsrate des Sozialprodukts“ auseinander. Ohne weiteres ist in letzter Zeit, beispielsweise durch Gehalts- und Tarifverbesserungen, das Sozialprodukt gewachsen, dazu die Steuersenkung, die das Nettoeinkommen erhöht hat, sowie vermutlich eine Einkommenvermehrung aus wachsender Beschäftigung. Alles in allem ein ansehnlicher Wechsel, den der Fiskus auf den zukünftigen Sozialproduktzuwachs zu ziehen hofft. Man könnte jedoch nicht sagen, so meinte Schmölders, daß das Wachsen des Sozialprodukts nun unbedingt der Rüstung zugute kommen müsse.

Die Rüstungsfinanzierung ist und bleibt eine problematische Sache, weil die Art und Weise, in der sie erfolgt, ausschlaggebend sein wird für die Intakthaltung der Währung. Vor allem der Zeitfaktor spielt hierbei eine große Rolle. Je weniger Zeit man sich nimmt und umso überstürzt man an die Rüstung herangeht, desto größer wird die Gefahr für die Währung. Viel wird dabei von der Standfestigkeit des Sparerers abhängen. Stets wird er der erfolgreichen Währungspolitik eine feste Stütze sein. Es kommt darauf an, das Vertrauen des Volkes in die finanzielle Stabilität und die Aufrechterhaltung des Geldwertes zu erhalten.

Inflationfreie Rüstung ist nur dann möglich, wenn die Ziele nicht zu hoch gesteckt, sondern der realen Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft angepaßt werden. Prof. Schmölders vertrat die Ansicht, daß es nur bei kluger und vorsichtiger Führung der Staatsfinanzen möglich sei, die Rüstung ohne Inflation zu finanzieren. Gewisse Voraussetzungen müssen dabei streng beachtet werden: Möglichst geringe Beeinträchtigung ziviler Produktion und ziviler Versorgung; keine Geldschöpfung durch Vermehrung der schwebenden Staatsschuld. Und schließlich: Jedermann muß sich darüber im klaren sein, daß die Verteidigung des Geldwertes gegen inflationistische Gefahren eine genau so wichtige Aufgabe ist, wie die Verteidigung des Heimatbodens. Die Methode einer „geräuschlosen Behandlung“ der Rüstungsfinanzierung, wie sie von Hitler vorerzählt worden ist, aber wäre eine glatte „Vogel-Strauß-Politik“. Die Diskussion ist in der Demokratie das angemessene Mittel, sich auch mit den Fragen der Rüstung und ihrer Finanzierung vertraut zu machen. Der Redner warnte davor, nach dem sogenannten deutschen Wirtschaftswunder nun auch auf ein „Rüstungswunder“ zu hoffen. K. H. S.

UNFALLKURVE STIEG!

Höchste Alarmstufe: Die Unfallzahlen während der letzten beiden Monate sind gestiegen! Es muß etwas geschehen. Die Statistik spricht Bände. Wir dürfen nicht auf den Lorbeeren, die uns mit dem in Ausgabe 2 der Werkzeugzeitung veröffentlichten Schreiben der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft erteilt wurden, ausruhen. Es bedarf der Mitarbeit aller, wenn wir das „blaue Band“ in der Unfallverhütung behalten wollen. Das erfordert die Mitwirkung aller Werksangehörigen, vom jüngsten Lehrling bis hinauf zur Betriebsleitung. Jeder einzelne muß vom Arbeitsschutzgedanken beseelt sein, wenn wir mit den niedrigsten Unfallzahlen weiterhin an der Spitze aller Großbetriebe der Eisen- und Stahlindustrie stehen wollen. Wenn man auch berücksichtigen muß, daß das wechselhafte Wetter im Januar und Februar die Unfallkurve in etwa ungünstig beeinflusste, so bleibt doch festzustellen, daß der weitaus größte Teil der Unfälle auf menschliches Versagen zurückzuführen war. Während im Jahre 1954 der Durchschnitt der absoluten Betriebsunfälle monatlich 65 betrug, sind diese Zahlen in den ersten beiden Monaten des neuen Jahres auf über 80 angestiegen. Das bedeutet wirklich: Höchste Alarmstufe! Diese Zahlen müssen uns vor Augen halten, daß es so nicht weitergehen darf. Die Kollegen im Betrieb sollten sich gesagt sein lassen, daß es nicht genügt, den Vorgesetzten, Sicherheitsingenieur oder Unfallvertrauensmann allein auf technische Mängel hinzuweisen, viel wichtiger ist es, einen Weg zu suchen, um das menschliche Versagen auszuschalten. Bekanntlich gehen 80 Prozent aller Betriebsunfälle auf das Konto „Menschliches Versagen“, wogegen etwa 20 Prozent auf technische Mängel oder höhere Gewalt zurückzuführen sind. Überträgt man diese von Fachleuten und Wissenschaftlern festgestellten Erfahrungswerte auf die Unfallzahlen in unserem Werk, so hätten im Januar/Februar bei Ausschaltung der menschlichen Versager je Monat etwa 50 Unfälle verhütet werden können. Erkannte technische Mängel — das ist eine alte Erfahrung — lassen sich verhältnismäßig leicht abstellen, das restlose Ausschalten menschlichen Versagens ist dagegen ungeheuer schwer. Hierbei muß jeder einzelne bei sich selbst anfangen, um seine menschlichen Schwächen, die immerhin zu Arbeitsunfällen führen können, zu erkennen und auszumeren. Hierzu gehört in erster Linie die unbedingte Beachtung der Unfallverhütungsvorschriften, der Betriebsanordnungen, die Benutzung der ausgegebenen Arbeitsschutzkleidung sowie Sicherheit und Ordnung am Arbeitsplatz. Dabei sollte jeder bedenken, daß die von der Werksleitung zur Verfügung gestellten Schutzausrüstungen, auch wenn sie nicht immer bequem sind, nur der Sicherheit der Belegschaftsangehörigen dienen. Hoffen wir, daß der Frühlingssonnenschein, der nicht nur Eis und Schnee geschmolzen hat, auch die Unfallkurve schmelzen läßt.



Die gute alte Zeit!

Von Alex Vowinkel, Leiter der Betriebskrankenkasse

„Das war noch die gute alte Zeit.“ Wie oft haben wir diesen Ausdruck schon gehört, und besonders unsere Jugend glaubt, daß den Menschen damals ein sorgenfreies Leben beschieden war. Wie war es aber in Wirklichkeit?

Die Arbeit war schwer und der Lohn gering. So betrug der wöchentliche Arbeitslohn eines Gesellen im Schmiedehandwerk vor 70 Jahren ungefähr 3 Mark mit Kost. Eine geregelte Arbeitszeit gab es nicht. Die Beschäftigungszeit dauerte von 6 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. Im Sommer lag der Arbeitsbeginn teilweise früher und der Schichtschluß am Abend noch später. Die handwerklichen Maschinen waren damals noch dieselben wie seit Hunderten von Jahren, aber die handwerkliche Kunst stand trotzdem in hoher Blüte.

Auch eine reichsgesetzliche Krankenversicherung kannte man damals noch nicht. Statt Krankenkassen gab es Krankenhilfsvereine. Nichtmitglieder waren im Krankheitsfalle größtenteils auf die Armenfürsorge angewiesen. Viele Fabriken leisteten den Unterstützungsvereinen freiwillig größere Zuschüsse, wodurch ihre Belegschaftsmitglieder verpflichtet waren, Mitglieder des Vereins zu sein.

Über die Höhe der Mitgliedsbeiträge und der Leistungen verraten die Satzungen eines solchen Unterstützungsvereins aus dem Jahre 1867 interessante Einzelheiten. Die Satzungen selbst wurden an die Vereinsmitglieder gegen Bezahlung einer Gebühr von 25 Pfennig ausgegeben. Die Beträge sind nach Thalern und Silbergroschen berechnet. Es gab drei Lohnklassen: bei einem Tagesverdienst von mehr als 2 Mark war ein monatlicher Beitrag von 1 Mark zu zahlen, bei 1,50 bis 2 Mark betrug der Monatsbeitrag 80 Pfennig und bei einem Tagesverdienst unter 1,50 Mark nur 60 Pfennig. Die Fabriken leisteten dazu einen zusätzlichen Zuschuß von 50 Prozent je Beitrag.

Der Versicherte mußte den vollen Monatsbeitrag auch dann entrichten, wenn er nur einen Tag im Monat gearbeitet hatte. Die Kosten der Erkrankung

seiner Angehörigen, die nicht mitversichert waren, mußte er selbst tragen. Im eigenen Krankheitsfalle hatte er Anspruch auf ärztliche Behandlung und Arzneien für die Dauer von drei Monaten. Bei einer Werkzugehörigkeit von mehr als fünf Jahren wurde diese Frist auf sechs Monate erweitert.

Im Falle der Arbeitsunfähigkeit wurde ein Krankengeld gezahlt, sofern das Mitglied an sechs Wochentagen infolge Krankheit nicht arbeiten konnte. Das Krankengeld schwankte je nach dem Einkommen zwischen 46 Pfennigen und 76 Pfennigen täglich. Es erreichte somit ein Drittel des Verdienstes. An Stelle von Krankengeld konnten Krankenhauskosten durch den Vorstand übernommen werden. Barleistungen für die Zeit der Krankenhausbehandlung entfielen, da die Zahlung eines Hausgeldes an die Angehörigen nicht vorgesehen war. Auch der Begriff des Taschengeldes war unbekannt. Die Satzung schrieb vor, daß Kranke, die öffentliche Lustbarkeiten und Wirtshäuser besuchten, für die Gesamtdauer der Krankheit durch den Entzug des Krankengeldes bestraft wurden. Im Todesfall wurde ein Sterbegeld in Höhe von 24 Mark gezahlt, dieses erhöhte sich bei Unglücksfällen auf 30 Mark.

Eine weitere Leistung, die zum überwiegenden Teil heute in das Aufgabengebiet des Rentenversicherungsträgers fällt, war die Invalidenunterstützung. Je nach Dauer der Werkzugehörigkeit wurden Invalidenunterstützungen in der 1. Klasse von 7,80 Mark bis 25,80 Mark monatlich gewährt. Voraussetzung für die Leistungsgewährung war eine Dienstzeit von mindestens 10 Jahren. In der 2. Klasse schwankte die Unterstützung zwischen 6,30 Mark und 21 Mark monatlich und betrug in der niedrigsten Klasse 4,90 Mark bis 16,10 Mark. Die vorgenannten Endbeträge der einzelnen Klassen wurden nur erreicht bei einer Beschäftigungsdauer von 60 und mehr Jahren. Da das Durchschnittsalter des Menschen damals noch

bedeutend niedriger lag, dürften diese Endbeträge nur selten zur Auszahlung gekommen sein. Bei einer Beschäftigungsdauer von 25 bis 30 Jahren betrug die Unterstützung in der 1. Klasse 13,20 Mark, in der 2. Klasse 10,70 Mark und in der 3. Klasse 8,26 Mark im Monat.

Beim Tode des Versicherten wurde den Witwen eine Witwenrente gewährt, die ebenfalls nach der Dauer der Dienstzugehörigkeit des Versicherten und nach den Klassen unterteilt war. Sie schwankte zwischen 3 Mark und 15 Mark monatlich und wurde bis zur Wiederverheiratung, längstens jedoch sechs Jahre, gewährt. Die Waisenunterstützung

Unterhaltungskonzert

FÜR UNSERE PENSIONÄRE

Für unsere Werksrentner und Invaliden findet am 17. April 1955, 17 Uhr, im Werksgasthaus ein Unterhaltungskonzert statt. Das Evangelische Blasorchester Oberhausen I wird unter der Leitung seines Kapellmeisters R. Neigenfind volkstümliche Melodien spielen.

Der Eintritt ist frei. Die Eintrittskarten werden von der Belegschaftsfürsorge im Sozialhaus, Essener Straße, ausgegeben.

wurde als Zuschlag zur Witwenrente geleistet. Sie betrug 1,50 Mark im Monat und wurde für jedes Kind bis zum 14. Lebensjahr gezahlt. Waren beide Elternteile tot, so wurde den Vollwaisen eine Unterstützung von 3 Mark monatlich gewährt.

Wenn wir diese Leistungen mit unserer heutigen gesetzlichen Krankenversicherung vergleichen, fällt gewiß sofort der große Unterschied auf. Denn wenn auch in der damaligen Zeit die Preise niedrig waren, so wurde andererseits auch wenig verdient. Trotzdem waren die Unterstützungskassen bei den Arbeitern im allgemeinen beliebt. Für uns allerdings ist diese Form der Krankenversicherung eines jener Kapitel der „guten alten Zeit“, deren Wiederkehr wohl kaum von jemand gewünscht wird.

Oberhausen – „Stadt ohne Geschichte“

Die Zeit der ersten Dampfmaschinen - Eisenbahn leitet Aufstieg zur Großindustrie ein

3. Fortsetzung der Artikelreihe
„Wie Oberhausen entstand“

Am 5. April 1810 waren vier Schwäger als Gesellschafter die Besitzer der drei Hüttenbetriebe geworden, die zuvor auf Osterfelder, Sterkrader und heutigem Alt-Oberhausener Gebiet als jeweils selbständige „Etablissements“ betrieben wurden und nicht leben und nicht sterben konnten. Die Folgen der Napoleonischen Kriege hatten einem klugen und zähen Techniker und Organisator, Gottlob Jacobi, den Weg zu diesem ersten „Konzern“ geöffnet. Denn als die Fürstäbtissin Cunegunda von Essen, die Hauptanteilsgeberin der Ursprungshütte des Ruhrgebietes „Antony“-Klosterhardt und der Emscherhütte „Neu-Essen“ von dem scharfen Wind der hohen Politik ins private Leben gefegt wurde, hatte sie ihre Besitztümer an Jacobi und seine beiden Schwäger Franz und Gerhard Haniel verkauft. 1808 wurde auch die Witwe Krupp weich. Sie verkaufte die Sterkrader Gutehoffnungshütte ebenfalls an die „Gruppe Jacobi“, die jetzt um einen weiteren Schwager, nämlich Huyssen (an ihn erinnert die Huyssenallee in Essen) erweitert wurde. Damit

Die Oberhausener Industrie entstand, weil unter der Decke der Lipper und Liricher Heidesich Rasen-Eisenerz befand. Der Pfeil in diesem Bild zeigt auf das Erz hin. Nur wenige haben eine Vorstellung von dieser Grundlage der hiesigen Eisen-Industrie.



war das Fundament für jenen ungeahnten Aufstieg gelegt, der die Oberhausener Industrie weltberühmt machte. Aber das erwartete damals noch keiner.

Wenn wir heute diese Geschichte von der Entstehung der Oberhausener Werke lesen, auf denen vielleicht schon unsere Väter und Großväter gearbeitet haben, laufen wir Gefahr, uns die Größenverhältnisse der damaligen Zeit falsch vorzustellen. Bratpfannen, Kanonenkugeln, Stochseisen, Eisenöfen, Gitter, Schaufeln standen am Anfang. Und es dauerte noch neun Jahre, ehe die „Hüttengewerkschaft“, die schließlich einfach „Gutehoffnungshütte“ genannt wurde, im Jahre 1819 die erste Dampfmaschine herstellte.

Aber der Betrieb, den wir heute zur Kleineisenindustrie rechnen würden, florierete nach der Verschmelzung nicht schlecht. 37800 Taler, die der Gesellschaft von der Witwe Krupp als Kaufpreis für die Sterkrader Hütte gestundet waren, konnten schon 1818 getilgt werden. Im gleichen Jahre erbrachte das Gesellschaftskapital von 78167 Talern eine Ausbeute von 17,7 Prozent.

Als Jacobi 1823 starb, übernahm ein Mann die Leitung der Betriebe, der vorher Hauslehrer bei ihm gewesen war, eine Tochter aus dem Hause Haniel geheiratet und seine Nase tief und nachhaltig in die Kontobücher und Werkstätten der GHH Sterkrade-Osterfeld (Oberhausen gab es noch nicht) gesteckt hatte. Er hieß Wilhelm Lueg. Er war ein unternehmerisches, technisches und kaufmännisches Talent ersten Ranges. Auch war der „Zug der Zeit“ mit ihm, er saß gewissermaßen in diesem Zuge, der ihn an ein Ziel trug, das imponierender war als seine eigenen Vorstellungen.

Drei Ereignisse wurden für die Oberhausener Werke entscheidend. 1846/47 kam in diese trotz allem gottverlassene Heidegegend die erste Eisenbahn mit ihrem Riesenbedarf an Eisen. Zwei Jahre später sah die Lippern-Liricher Heide aus wie die Petroleumfelder von Baku: ein Bohrerüst neben dem andern, die erste Kohle wurde gefunden, Concordia teufte den ersten Oberhausener Schacht ab. Und wieder wurde der Schrei nach Eisen, nach Maschinen stärker. Aber der ganz große Wurf, die entscheidende Revolution für alles, was mit Eisen und Stahl und Kohle arbeitete, war die Geburt des Hüttenkokes aus der Steinkohle (etwa 1850). Mit einem Schlage waren „Schmelzöfen“ und Holzkohle überwunden. Die ersten Riesen, „Hochöfen“ genannt, wuchsen an der Essener Straße empor. Der Schritt ins Große war getan. Alles dies geschah unter Wilhelm Lueg...

Was damit eingeleitet wurde, ja, lawinenartig und sich überschlagend hereinbrach über das heutige Oberhausener Gebiet, kann man in seiner ganzen unheimlichen, menschlichen, sozialen und wirtschaftlichen Tragweite erst ahnen, wenn man einmal zurückblendet auf diese Landschaft und ihre Bewohner, wie sie noch in den ersten 30 Jahren des 19. Jahrhunderts, vor dem entscheidenden

Umbruch ins Groß-Technische, waren.

1828 gehörten die Werke der GHH schon zu den bedeutendsten Industrieanlagen des ganzen Ruhrgebietes. Aber die Gesamtbelegschaft zählte doch nur 279 Köpfe! Der ganze Umsatz betrug 1823 nur 297000 Mark (nach heutigem Geld). Der Frieden der Landschaft war ungestört. Werke wie die Klosterhardter Hütte hatten ihren Forellenteich, und melodisch klapperte dort das Wasserrad. Pferdewagen zogen langsam durch schmale Feld- und Waldwege. Brückengeld und Weggebühren, Holzkohlenmeiler im Walde bis nach Buer hinauf, stille Feindschaft der Bauern und Kötter gegen das Neue und die zugereisten Fremden (von den gutbezahlten Fuhrern abgesehen), Fische in der Emscher, Bauernhöfe in Lirich und Osterfeld — nach heutigen Begriffen vollzog sich die größte Revolution aller Zeiten, die Technisierung und Industrialisierung, gewissermaßen idyllisch, am Rande des ländlichen Alltags.

Rasen-Eisenerz war, wie bereits erwähnt, die eigentliche Grundlage der Oberhausener Hüttenindustrie. Es lohnt sich, einmal einen Blick rückwärts zu tun und sich die Eisengewinnung vor über hundert Jahren vor Augen zu führen. Man muß sich — das sei hier vorausgeschickt — in die damalige Zeit hineinendenken, um diese Anfangsentwicklung verstehen zu können: In der Vorgeschiedte der Gewerkschaft Jacobi, Haniel und Huyssen — das heißt in den letzten Jahren des 18. und in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts — standen nur wenige Hilfsmittel für die Eisengewinnung zur Verfügung. Jedes Faß Holzkohle und jedes Faß Eisenerz mußte mit einfachen Werkzeugen gewonnen bzw. durch primitive Fahrzeuge zur Produktionsstätte gefahren werden. Dazu kamen Schwierigkeiten, die sich aus territorialen Besitzverhältnissen ergaben. Die drei Hütten, Gutehoffnungshütte Sterkrade, Antony-Hütte und Hütte Neu-Essen, lagen in drei verschiedenen Hoheitsgebieten. Die politischen Interessen der einzelnen Landesherren wirkten sich auch auf das wirtschaftliche Leben aus, weil jeder von diesen auf seinen Vorteil bedacht war. Ein beredtes Beispiel dafür gibt uns der gegenseitige Kampf der drei Hütten untereinander um das Recht, fremdes Eisenerz und Holzkohle beziehen zu dürfen. So bittet z. B. Gottlob Jacobi in einem Schreiben vom 8. Februar 1806 den König von Preußen um

1. um künftige Erlaubnis, den Eisenstein von der Hütte „Neu-Essen“ nach der zu St. Antony transportieren und schmelzen zu dürfen...
2. das Kohlholz, welches in den Essendischen Forsten gefällt, nach der Vereinbarung mit der vorigen Regierung der Gewerkschaft von Neu-Essen überlassen wurde, für die St. Antony-Hütte verwenden zu dürfen.“

Als Antwort kam am 6. März 1806 ein Schreiben folgenden Inhalts: „...so habt Ihr (St. Antony), nun anzuzeigen, inwieweit Ihr dabei concouiert habet, unter welchen Bedingungen Jacobi die

Hütte aquirirt hat und ob ohne Nachteil seinen beiden peitits wegen Benutzung des Eisensteins und des Kohlenholzes auf der Antony-Hütte nachgegeben werden könne oder nicht. Insofern die Hütte Starkradt den Eisenstein nicht benutzen kann, erscheint uns dessen Anfuhr nicht bedenklich zu sein.“

Aus diesem Vorgang ergibt sich schon, daß es nicht leicht war, aus dem Nachbargebiet Rohstoffe für die Eisenerzeugung beziehen zu können. Nun von der Antony-Hütte kann man sagen, daß ihre Entstehung in wirtschaftlichen Rücksichten begründet war. Die Gutehoffnungshütte war dagegen wesentlich das Ergebnis der preußischen Eifersucht gegen die an der clevischen Grenze entstandene cölnische Hütte (Antony-Hütte), und die Gründung der Hütte Neu-Essen wurde von der Essener Hofkammer nur deswegen in Angriff genommen, um das entstandene Rasenerz nicht nach der Cölnischen Hütte abführen zu müssen.

Eine Besserung der Rohstoffbeschaffungsmöglichkeit trat ein, als die Neu-Essener und St. Antony-Hütte zusammen unter die Oberhoheit der St.-Äbtissin von Essen kamen; die Stilllegung der unwirtschaftlich arbeitenden Hütte Neu-Essen in den Anfangsjahren des 19. Jahrhunderts war eine Folge dieser Vereinigung. Die vollständige Ausschaltung gegenseitiger Konkurrenz konnte aber erst mit dem Zusammenschluß der drei Hütten zur Hüttengewerkschaft Jacobi, Haniel und Huyssen erzielt werden.

Das Rasen-Eisenerz fand sich in Oberhausen in der Liricher- und Lipperheide. Was die Lagerung des Erzes anbelangt, wird berichtet, daß der sogenannte Rasen-Eisenstein, der damals in den Niederungen zwischen Lippe und Emscher sehr verbreitet war, teils auf Torf, teils auf Sand oder sandigem Lehm abgelagert und mit einer dünnen, fünf bis zehn Zentimeter starken Lage magerer Dammerde bedeckt war; man fand ihn in derben Massen oder auch in nierenförmigen, knolligen Formen.

Was die Güte des Eisensteins betrifft, so finden sich hierüber in alten Aufzeichnungen verschiedene Äußerungen. So beurteilte beispielsweise Gottlob Jacobi im Jahre 1810 das von der Gutehoffnungshütte verwendete Rasen-Eisenerz in folgender Weise: „Zur Erzeugung des Eisens bedient man sich des zwischen Emscher- und Lippefluß gelegenen Wiesen- oder Rasenerzes, der aber wegen der bei sich führenden Phosphorsäure keineswegs zu Stabeisen zu gebrauchen ist, sondern allein nur zu Gußwaren angewandt werden kann.“

Der zweite Grundstoff zur Eisengewinnung war die Holzkohle. Mit ihr wurden Eisenerz und Bruchstein vermischt bzw. verfrischt, um das reine, flüssige Roheisen zu gewinnen. Man unterschied hier Sorten, die je nach dem Holz, aus dem sie gebrannt waren, einen verschiedenen Härtegrad hatten: harte, mittlere und weiche Holzkohle. Geliefert wurde sie in erster Linie aus dem Sterkrader Wald und aus dem Recklinghausener Vest.

Aber auch die Holzkohle stand nicht in unbeschränkten Mengen zur Verfügung. Schon am 17. März 1755 hatte der Preußische Geheime Rat, v. d. Hagen in Schwerte, dem Freiherrn v. d. Wenge, der, wie bereits erwähnt, 1741 vom Erzbischof von Köln die Erlaubnis zum Schürfen von Eisenerz erhalten hatte, angesichts der Holzknappheit zu erwägen gegeben, „es mit Steinkohle zu versuchen, woran es im Klevischen nicht mangle“. Doch alle Versuche schlugen zunächst fehl. Die Steinkohle schien sich zur Verkokung nicht zu eignen...

1843 aber war die Gutehoffnungshütte mit 2000 Mann Belegschaft bereits das größte Industriewerk im Raume zwischen Ruhr und Lippe. Seit 1829 arbeitete an der Emscher das erste Blechwalzwerk. Es war aus einer zum Schloß Oberhausen gehörenden Mühle umgebaut worden. Fünf Jahre später gliederte sich ein Stabeisenwalzwerk ein. 1835 entstand das erste Puddelwerk. Gerade um diese Zeit aber, gewissermaßen im „Vorfrühling der nahenden Eisenzeit“, schrumpfte der Vorrat an Rasen- und Sumpferzen, die nördlich der Sterkrader Heide, im Großen Venn, bis zum Kölnischen Wald hin abgebaut wurden, zusammen. Auch die Wälder waren bis nach Dorsten hin ausgebeutet, sie gaben keine Holzkohle mehr her.

Lueg kaufte zwar Eisenerzgruben an der Sieg und Lahn. Aber es gab noch keine Eisenbahn! Die Entwicklung bekam einen mächtigen Ruck weg von der Eisenerzeugung hin zur Eisenverarbeitung, zum Maschinen- und Schiffsbau. Denn es gab auch noch keinen Koks, und die Essener Straße kannte noch keine Hochöfen. Die Hütte bezog ihr Roheisen aus England.



Wilhelm Lueg (1823 bis 1864). Ein Mann, dessen technisches und kaufmännisches Talent dem Aufstieg der Oberhausener Industrie neue Impulse gab. Jacobi hatte in W. Lueg, der vorher Hauslehrer bei ihm gewesen war, einen befähigten Nachfolger.

Es ist dem heutigen Bewohner Oberhausens schwer, sich diese Stadt ohne Maschinen, ohne Hochöfen, ohne Eisenbahnen überhaupt vorzustellen. Denn die „Stadt ohne Geschichte“, Oberhausen, ist buchstäblich von Maschinen, Hochöfen und Eisenbahnen aus Heide und Wald herausgestemmt, herausgeschleudert worden. Es gab keinen Grund, Gebietsteile von Essen, Duisburg und Mülheim im Jahre 1862 zu einer Bürgermeisterei Oberhausen zusammenzu-

legen, als nur diesen: Maschinen, Hochöfen, Eisenbahn. Sie sangen uns das Wiegenlied, ein hastiges, hartes, plötzlich gewitterhaft aufdonnerndes Lied, dessen Strophen noch immer nicht zu Ende gesungen sind.

Mit der Dampfmaschine fing es an. Eine „Dampfmaschine“ war 1769 bereits in England patentiert worden. Aber 30 Jahre danach gab es im ganzen heutigen Ruhrgebiet nur ein einziges Exemplar dieses Mechanismus, der ein neues Zeitalter einleitete: auf der königlich-preußischen Saline Königsborn bei Unna. Nur mühsam gelang es einem berühmten Mechaniker, Dinnendahl, in Mülheim (1813/14) eine erste „mechanische Werkstatt“ mit einer Dampfmaschine einzurichten, aus der später die „Friedrich-Wilhelm-Hütte“ entstand. Jacobi vollendete im Oberhausener Werk 1819 die erste aller bei der GHH hergestellten Dampfmaschinen. Er arbeitete mit Dinnendahl zusammen. Dampfmaschinen waren so teuer, daß die finanzielle Kraft der meisten Unternehmer für ihre Anschaffung nicht ausreichte.

Aber die Dampfmaschine hatte etwas ermöglicht, was für die damalige Zeit geradezu verwirrend und so unbegreiflich war, daß Angst und Aberglauben des Volkes vor ihm zurückschreckten: die Fortbewegung von Menschen und Gütern ohne Pferde oder Ochsen — die Eisenbahn. Wir müssen bei ihr etwas verweilen, ohne sie wäre Oberhausens Industrieaufstieg, wäre die Stadt selbst nicht das geworden, was sie heute sind.

1838 war die erste westdeutsche Eisenbahn auf der Strecke Düsseldorf/Erkrath eröffnet worden. Eine Gesellschaft von Privatunternehmern, die „Köln-Mindener-Eisenbahn-Gesellschaft“, lag um diese Zeit mit Behörden und Wirtschaftlern im Streit wegen der Linienführung einer Eisenbahn, die von Köln nach Dortmund und Minden führen sollte. Sollte sie über Wuppertal gehen? Über Mülheim nach Essen? Hinter den Kulissen wurde schwer gearbeitet. In Mülheim gab es eine blühende Ruhrkohlschiffahrt. Außer Stinnes wollte dort keiner etwas von dieser „Konkurrenz auf Schienen“ wissen. Man nahm sie auch nicht ernst — bis es zu spät war. Einer der Oberhausener Hüttengewerkschafter, Franz Haniel, damals in Ruhrort der Kohlen Großhändler überhaupt, war weitblickend und mächtig genug, seinen Einfluß für eine Linienführung durch die Lippn-Liricher Heide — Bahnschluß für die Werke der GHH! — durchzusetzen. Mai 1843 entschied schließlich Preußens König: Nicht über Wuppertal, sondern durch das Ruhrgebiet, nicht über Mülheim-Essen, sondern über Duisburg-Oberhausen (d. h. durch die Heide, wo ein dem Namen nach noch nicht festgelegter Bahnhof errichtet werden sollte, denn es gab bloß das Schloß Oberhausen, noch keine Gemeinde dieses Namens)!

Niemand sah damals voraus, daß diese Eisenbahnlinie das Rückgrat für ein mächtiges Bergbaugelände, für eine gewaltige Eisenindustrie und eine neue Stadt sein würde. Als 1847 der erste Zug, von Duisburg kommend, mit rund 30 Kilometer Höchstgeschwindigkeit durch die Lippnheide „brauste“, standen Haniel und andere Herren der Industrie und der Eisenbahngesellschaft zur Begrüßung an einem mit Girlanden geschmückten Bretterbahnhof, der nach einigem



Die Grenze zwischen den drei Stammwerken. Aus den territorialen Besitzverhältnissen ergaben sich mannigfache Schwierigkeiten. Die drei Hütten — Gutehoffnungshütte Sterkrade, Antony-Hütte und Hütte Neu-Essen — lagen in drei verschiedenen Hoheitsgebieten. Die politischen Interessen der einzelnen Landesherren wirkten sich auch auf das wirtschaftliche Leben aus, weil jeder von diesen auf seinen Vorteil bedacht war.

Hinundher auf den Namen Oberhausen getauft worden war, weil das einzige Bemerkenswerte weit und breit eben dieses alte Ritterschloß war, wo eine Gräfin Westerholt wohnte, die der Musik und der tieferen Betrachtung der Vergänglichkeit alles Irdischen lebte.

Der erste Lokomotivführer, der Oberhausens Boden stehend freihändig und im Schatten einer riesigen Qualmwolke ansteuerte, ist leider dem Namen nach nicht bekannt. Auf einem zeitgenössischen Bild, gezeichnet nach der Begrüßungsszene am Bahnhof Oberhausen, ist er, in preußisch-strammer Haltung kerzengerade und mit Vollbart auf seiner Maschine stehend, verewigt worden.

Aber „preußisch-stramm“ war der Eisenbahnbetrieb, wie sich bald herausstellte und von der Industrie mit Mißbehagen festgestellt wurde, damals keineswegs. Preußen verlangte zwar von den verschiedenen Eisenbahngesellschaften — auch die Bergisch-Märkische war inzwischen auf dem Plan —, sie möchten ihre Fahrpläne aufeinander abstellen und auch nachts fahren. Aber die Gesellschaften reagierten überhaupt nicht oder so herausfordernd wie in dem verbürgten Falle, wo ein Nachtzug zwar eingelegt, aber nicht von einer Loko-

omotive, sondern von Pferden über die Schienen gezogen wurde: immer langsam voran! Zehn Jahre lang kämpfte der damalige „Handels-, Post- und Eisenbahnminister“ August von der Heydt gegen einen unglaublichen Schlendrian. Aber als die Bergisch-Märkische Gesellschaft 1862, im Gründungsjahre Oberhausens, die Strecke Witten-Oberhausen eröffnete, an der die Industriewerke Krupp, Bochumer Verein, Friedrich-Wilhelm-Hütte Mülheim, die GHH Oberhausen und viele Bergwerke lagen, gab es überhaupt keine Anschlüsse für die Essener und Bochumer an den einzigen nach Berlin fahrenden Schnellzug der Köln-Mindener. Sie mußten alle erst nach Oberhausen. Genau so war es mit dem Güterverkehr!

Die Eisenbahn schraubte die Nachfrage nach Eisen (Schienen, Lokomotiven usw.) so mächtig in die Höhe, daß das entscheidende Ereignis, dem das Hüttenwerk Oberhausen seine Existenz, seinen Ruf und seine Leistungsfähigkeit verdankt, gerade noch rechtzeitig genug eintrat, um der auch durch das Abteufen von Zechen riesig beschleunigten Konjunktur gerecht zu werden. Dies Ereignis war die erste, nach langen Versuchen endlich in Mülheim geglückte Herstellung von Hüttenkoks aus Steinkohle.

(Wird fortgesetzt)

Liebesbrief eines Motorisierten

Du liebe, süße Kleine, Du,
kannst Du es mir verargen:
Ich suche bei Dir Schutz und Ruh',

ich möchte bei Dir 

Ich weiß nicht, ob Dein Treuschwur echt.
Ein anderer liegt im Rennen.

O gönne mir das 
Nichts soll mich
von Dir trennen!

Ich frage mich, ob ich bei Dir
zuletzt doch unterliege.

Ich bitte Dich: O sage mir,

ob ich die  kriege!

Ich will zu Dir in meiner Not
auf meinem Schnauferl rollen.
Dein kleinster Wunsch ist mir Gebot.

Ich will Dir   en.

Das Schicksal hat mich oft genarrt,
laß mich nicht länger warten.

Ich bitte Dich um 

mit Dir ins Glück zu starten!

So darf es nicht weitergehen!

Ein tödlicher Wegeunfall und mehrere andere schwere Verkehrsunfälle von Werksangehörigen sind die traurige Bilanz eines Monats. So darf es nicht weitergehen. Der stark anwachsende Straßenverkehr und die in erschreckendem Maße zunehmenden Verkehrsunfälle zwingen uns, noch vorsichtiger zu sein und noch mehr als bisher die Verkehrsvorschriften zu beachten.

Der Weg durch die verkehrsreichen Straßen ist kein Spaziergang. Darum Augen und Ohren auf; überall lauert der Verkehrstod.

Für Rad- und Motorradfahrer gilt ganz besonders unsere Mahnung: Haltet eure Fahrzeuge in Ordnung, besonders die Beleuchtung, die Bremsen und die Reifen.

Stellt den Scheinwerfer richtig ein und blendet als Motorradfahrer frühzeitig ab, damit ihr euch und die übrigen Verkehrsteilnehmer nicht gefährdet. Prüft vor jeder Inbetriebnahme der Lichtanlage das Rücklicht eures Motor- oder Fahrrades. Das Rücklicht schützt euch vor der Gefahr, von hinten angefahren zu werden, besonders dann, wenn euch ein Fahrzeug mit hellem Licht entgegenkommt und ein Fahrzeug hinter euch geblendet wird. Kontrolliert vor jeder Fahrt auch die Bremsen eures Fahrzeuges. Erneuert rechtzeitig eure Reifen. Bei abgefahrenen glatten Reifen gerät man leicht ins Schleudern, besonders bei Regen und Glätte.

Überholt nie in Kurven oder an unübersichtlichen Stellen. Gebt rechtzeitig durch Zeichen die Änderung eurer Fahrtrichtung an.

Die Verkehrsvorschrift Nr. 1 lautet:
Rechne immer mit der Dummheit und der Unachtsamkeit der übrigen Verkehrsteilnehmer!

Hast du also Vorfahrt, so sei trotzdem vorsichtig. Es nützt dir nichts, wenn es dir geht wie jenem Amerikaner, dessen Grabinschrift der Zusatz lautet: „Er hatte Vorfahrt!“

Nochmals also: Beachte die Verkehrsvorschriften! Sei vorsichtig! Übe Rücksicht und Nachsicht im Straßenverkehr!

Unfallteufel in den April geschickt

Es ging noch einmal gut — Da sage noch ein Motorradfahrer, Sturzhelme seien überflüssig!

Der Schlosser Wilhelm Knühmann von der Kesselanlage NO, Vater eines fünfjährigen Kindes, kann jetzt, nachdem er sich vom ersten Schreck erholt hat, wieder lachen. Obwohl er mit einem bis oben verbundenen linken Bein im Zimmer 44 von Block 10 des Evangelischen Krankenhauses in Oberhausen liegt. Als er jedoch am 1. April von Essen-Frintrop zur Fröschicht nach NO fuhr, ungefähr bei der Zeche Oberhausen von einem entgegenkommenden, im Zick-zack-Kurs fahrenden Personenauto erfaßt und von dessen Stoßstange mitgerissen wurde, da war ihm nicht so wohl zu Mute. Denn es hätte sehr schlimm ausgehen können, wenn — ja, wenn Knühmann nicht gerade am Vortage den Sturzhelm gekauft und ihn zu dieser Fröschichtfahrt benützt hätte. So aber ging es nur mit der Beinverletzung ab und einer Gesichtsverletzung, von der allerdings schon wenige Stunden später nicht mehr viel zu sehen war. „Das wenigste, was mir ohne Sturzhelm hätte passieren können“, meinte Knühmann auf unsere Frage, „wäre ein total zerschundenes Gesicht gewesen; vielleicht aber auch ein Schädelbruch!“

Wie gesagt, nun lacht er wieder, der Schlosser Wilhelm Knühmann, und kann wohl auch bald wieder seine Arbeit aufnehmen. Auch seine Frau, die während unseres Besuches gerade bei ihm war, freute sich über die gute Hilfe des Sturzhelms.

Schließlich hatte er ihn gekauft, um am 1. April nicht ohne dazustehen. Denn sonst hätte er, nach einer Anordnung der Werksleitung, seine Maschine nicht mehr in einer zum Werk gehörenden Unterstellhalle abstellen dürfen. Gerade noch

rechtzeitig hatte er sich den Helm angeschafft, wenn auch erst am 31. März, sprichwörtlich in letzter Minute. Denn bis dato war er von der Zweckmäßigkeit solch eines Sturzhelms kaum überzeugt.

„Erst gestern gekauft“, sagte der verunglückte Schlosser Wilhelm Knühmann und zeigte uns seinen neuen Sturzhelm. „Ohne ihn läge ich vielleicht woanders!“



Vom Nutzen des Verbesserungsvorschlags

Das betriebliche Vorschlagswesen ist, seitdem es im Geschäftsjahr 1950/51 aus der Taufe gehoben wurde, für alle Werksangehörigen schon längst zu einem feststehenden Begriff geworden. Konnte doch die Werksleitung in dieser Zeit bereits 18150,— DM an Prämien für verwendbare Vorschläge an Belegschaftsmitglieder auszahlen. Hinzu kommen außerdem noch viele Buchprämien. Im folgenden soll nun einmal die Rede von dem Nutzen sein, der der gesamten Volkswirtschaft aus dem betrieblichen Vorschlagswesen zugute kommt.

An sich ist die Idee, die Arbeitserfahrung tüchtiger Fachkräfte für Fortschritt und Rationalisierung im Betrieb und in der Wirtschaft zu nutzen, nicht neu. Schon Alfred Krupp forderte vor 80 Jahren: „Anregungen und Verbesserungen, auf solche abzielende Neuerungen, Erweiterungen und Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit getroffener Anordnungen sind aus allen Kreisen der Mitarbeiter dankbar entgegenzunehmen und durch Vermittlung des nächsten Vorgesetzten an das Direktorium zu befördern, damit dieses die Prüfung veranlasse.“

Das war 1872. Seitdem hat sich die Idee des betrieblichen Vorschlagswesens immer mehr durchgesetzt. Der Betrieb ist dabei nur die kleinste Einheit eines großen Ganzen. Wir stehen an der Schwelle eines neuen technischen Zeitalters, das auch ein Denken in anderen wirtschaftlichen Maßstäben erfordert. Das Problem ist nicht — wie es noch Marx und seine Zeitgenossen sahen — den vorhandenen Wohlstand zu verteilen, sondern neuen Wohlstand zu schaffen, und zwar in kürzester Zeit, in größtmöglichem Umfang und mit möglichst wenig Kräften. Das gilt ganz besonders für uns in Deutschland, wo zwei verlorene Kriege dazu zwingen, hauszuhalten und mit geringstem Aufwand möglichst viel zu erreichen.

Um nur einen Begriff von den vor uns liegenden Aufgaben zu bekommen, hier einige Zahlen: Setzt man die von einem amerikanischen Arbeiter in einem Jahr erarbeiteten Werte gleich 100, dann hat ein Arbeiter in derselben Zeit in Schweden 71,2%, in Holland 34,8%, in England 29,2%, in Frankreich 27,7% und der Arbeiter in der Bundesrepublik nur 25,4% davon erarbeitet. Um eine Mahlzeit für sich und seine Familie zu verdienen, muß der deutsche Arbeiter 3 Stunden, der englische 1 1/2 Stunden, der amerikanische nur 1 Stunde arbeiten.

Natürlich spielt hier die bessere technische Ausrüstung eine wesentliche Rolle. Dem amerikanischen Industriearbeiter stehen im Durchschnitt 8 PS (Pferdestärken) maschineller Arbeitskraft zur Verfügung, dem Engländer 4 PS, dem Westeuropäer aber nur 2 1/2 PS. Andererseits mußte auch dieser technische Vorsprung einmal errungen

werden, und es ist gewiß kein Zufall, daß heute die Länder mit der größten Produktivität (Arbeitsleistung und Wertschöpfung je Beschäftigten) auch in der Entwicklung des betrieblichen Vorschlagswesens weit an der Spitze stehen.

In den Vereinigten Staaten kommen heute jährlich rund 200 Verbesserungsvorschläge auf 1000 Arbeiter, in Schweden 30 Vorschläge auf 1000 Arbeiter.

Immerhin schätzt man in Schweden den produktiven Nutzen aus den jährlich eingehenden Verbesserungsvorschlägen noch auf 5 Millionen Kronen (etwa 4,1 Millionen DM). In den USA schätzt man allein die während des zweiten Weltkrieges durch Vorschläge der Arbeitnehmer erzielten produktiven Gewinne auf rund 200 Millionen Arbeitsstunden pro Jahr!

In Deutschland hat sich die Produktivität, d. h. die Wertschöpfung je Beschäftigten, von 1948/49 bis 1952/53 in der Landwirtschaft von 890,— DM auf 1350,— DM, in der Industrie von 2750,— DM auf 3890,— DM erhöht. Das betriebliche Vorschlagswesen steckt noch zu sehr in seinen Anfängen, als daß man hier schon mit genauen Statistiken aufwarten könnte, welcher Anteil ihm an dieser Leistung zuzuschreiben ist. Aber in Zukunft werden auch wir in Deutschland nicht ohne umfassende Rationalisierung auskommen, und was ist Rationalisierung anderes als angewandte praktische Erfahrung? Die Praxis in einigen deutschen Großbetrieben, die seit Jahren mit einer Rationalisierungsabteilung und dem betrieblichen Vorschlagswesen arbeiten, hat hier schon zu beachtlichen Erfolgen geführt. So konnte z. B. eine große Automobilfirma 1952 die Höchstprämie von 1000 DM für produktionsverbessernde Vorschläge achtmal auszahlen. Von 2019 eingereichten Verbesserungsvorschlägen wurden 506, also 25%, angenommen. Die Prämie und der Ruhm, es einmal besonders gut gewußt zu haben, sind dabei ja auch nicht das Entscheidende — so willkommen das für den einzelnen auch sein mag. Wichtig ist, daß sich jeder mitverantwortlich fühlt am Erfolg des Betriebes, der zugleich auch ein Erfolg der Betriebsangehörigen und nicht zuletzt ein Sicherheitsfaktor für den Arbeitsplatz ist.

Die Neuen sind da!

Die Lehrlinge. Sie haben in diesen Tagen ihre Arbeit aufgenommen. Alles ist für sie Neuland. Die Menschen, die ihnen nun etwas sagen, ihnen Belehrungen erteilen und Anweisungen geben, sind ihnen fremd.

Die Neuen gehören zu unserer Belegschaft, aber sie sind mit der Gemeinschaft noch nicht verwachsen. Das braucht seine Zeit. Das geht nicht von heute auf morgen. Aber diese Neuen sind einmal die Belegschaft. Sie werden das Werk, das ihre Väter begonnen haben, einmal fortführen. Diese Tatsache sollte die Älteren verpflichten.

Nur ein guter Facharbeiter wird das Werk fortsetzen, und nur ein guter Handwerker wird die notwendigen Reparaturen an Maschinen und Geräten sauber ausführen. Wir sollten uns mit den Neuen also Mühe geben, daß sie einmal vollwertige Glieder unserer Betriebsgemeinschaft sind, daß sie etwas in ihrem Fachlernen und fachlich ihren Mann stehen, wenn sie die Lehrjahre hinter sich haben. Jetzt wird der Grund gelegt.

Die Neuen sind jung. Sie müssen auch charakterlich noch erzogen werden. Die Älteren tun gut daran, sich jedes Wort zu überlegen, das sie in Gegenwart der Neuen sprechen. Schnell sind in einem jungen Menschen Moral und gute Sitte zerstört. Mancher ist auf die schiefe Bahn geraten, weil manche Älteren sich nicht überlegten, was sie in Gegenwart junger Menschen sagten, weil sie nicht bedachten, was sie in Gegenwart junger Menschen taten. Denkt doch nur daran, daß es euer Sohn sein könnte, der vor euch steht, der zu euch aufblickt, der von euch lernen möchte, ein guter Facharbeiter zu werden, der einmal charakterfest im Leben stehen möchte und den ihr brecht, beugt, vielleicht sogar zertrampelt.

Denkt auch an den Ton, wenn ihr den Neuen etwas erklärt. Noch kein Meister ist vom Himmel gefallen. Alles will erlernt werden. Die Umstellung ist für die Neuen schwer.

Aus dem umhüteten Kreis der Familie, aus der verhältnismäßig großen Freiheit des Schullebens in das Berufsleben hinüberzuwechseln, ist eine schwere Umstellung, bringt Überwindungen und das Erkennen von Pflichten mit sich. Je mehr wir den Neuen behilflich sind, je sicherer wir sie führen und je anständiger wir ihnen begegnen,



In den letzten beiden Wochen fanden vor der Industrie- und Handelskammer die Frühjahrsprüfungen für die kaufmännischen Lehrlinge und weiblichen Bürolehrlinge statt. Erstmals seit 1951 nahmen wieder männliche Lehrlinge unseres Werkes an der Abschlußprüfung teil. Jedem der fünf angehenden Industriekaufleute wurde ein besonderes Prädikat zuerkannt, und zwar: „mit Auszeichnung bestanden“: Günter Bader, Werner Siempelkamp. „Mit gutem Erfolg bestanden“: Ludwig Knak, Harald Radkowski, Berthold Woelke. — Von den 22 Bürogehilfinnen, die in die Prüfung gingen, bestanden alle; davon „mit Auszeichnung“: Margret Becks, Marianne Bunke, Gisela Jung, Maria-Elisabeth Pieper, Gerda Schielmann. „Mit gutem Erfolg“: Christel Förster, Renate Huwer, Hanne Löhr, Irmgard Lutz, Marieliese Marquardt, Waltraud Menzyk, Ilse Reuter, Anneliese Rüter, Ilse Schawohl, Christa Schiewerling, Ursula Wünsche. Auch dieses Ergebnis ist besonders erfreulich. Vergleicht man es mit den Prüfungsergebnissen vom Vorjahr (Frühjahrs- und Herbstprüfung) für die Bürogehilfinnen im Kammerbezirk Essen, Mülheim und Oberhausen, so zeigt sich deutlich der Vorsprung unseres kaufmännischen Nachwuchses in der Höhe des Ausbildungsstandes. Beim Werk Gelsenkirchen legten 3 Mädchen ihre Abschlußprüfung ab; davon bestand Margret Maslowski „mit gutem Erfolg“. Von unserer Betriebskrankenkasse unterzogen sich Margret Howahl und Erika Vogel ihrer Abschlußprüfung vor einem Prüfungsausschuß in Essen; auch sie erzielten das Prädikat „gut“. — Auf unserem Bilde zeigen wir die Prüflinge, denen das Prädikat „mit Auszeichnung“ zuerkannt wurde. Links die beiden „Lehrlingsväter“ Senk und Borowski. Weiter v. l. n. r.: Margarete Becks, Marianne Bunke, Gisela Jung, Werner Siempelkamp, Günter Bader, Gerda Schielmann, Marlies Pieper, sowie die Hüttenjüngleute Friedrich Hinkemayer, Josef Baron und Klaus Sysk.

desto größer wird das Echo sein, das das Verhalten der Älteren bei ihnen findet. Die Neuen werden gewiß dankbar sein. Nun, da sie dem Knabenalter entwachsen, vielleicht noch nicht so sehr als später im reifen Mannesalter.

Was kann es Beglückenderes geben, als wenn ein gereifter Mensch von seinem Vorgesetzten aus den

Ausbildungsjahren sagt: Das verdanke ich meinem Ausbildungsleiter, meinem Lehrer, meinem Meister. Einen jungen Menschen zum Narren halten, ihn beschimpfen, wenn etwas danebengeht, kann jeder, ihn aber zu einem brauchbaren Mitglied der Gemeinschaft machen, ist eine Verpflichtung, der sich niemand entziehen sollte.

Großer Tag für den Nachwuchs

Für 119 junge Menschen begann am 1. April 1955 ein neuer Lebensabschnitt

Am 1. April starteten 91 Nachwuchskräfte des Hüttenwerks Oberhausen in einen neuen Lebensabschnitt. Um 7.00 Uhr morgens führte der Leiter der Personalabteilung für Arbeiter, Ernst Hardung, in der Lehrwerkstatt der Berufsschule 60 Lehrlinge in die Berufsausbildung zu Schlossern, Elektrikern und Drehern ein. Die meisten von ihnen sind Söhne Werksangehöriger. Prokurist Hardung klärte die Lehrlinge über das Mitbestimmungsrecht auf, das ihnen die Möglichkeit gebe, zur Sicherung des Arbeitsplatzes mit beitragen zu können. Dieses Recht verpflichte jedoch auch, in der Arbeit stets das Beste zu tun. Je höher die Stellung, um so größer seien die Pflichten. Aber auch das Opfer der Eltern, mit dem die Ausbildung zu Facharbeitern ermöglicht werde, dürfe nie vergessen werden.

Hannes Stappert ermahnte im Namen des Betriebsrates die Lehrlinge, stets ehrlich und fleißig zu sein und Achtung vor älteren Mitarbeitern und Vorgesetzten zu haben.

Als Letzter sprach Ausbildungsleiter der gewerblichen Lehrlinge Borowski. Er machte den nunmehr in das Berufsleben eintretenden jungen Menschen die Bedeutung dieses Schrittes klar.

Bei der nun folgenden Besichtigung wurde den Lehrlingen von ihren um ein Jahr älteren Kollegen die Einrichtung der Lehrwerkstätte erklärt.

Um 8.00 Uhr erfolgte im großen Saale des Werksgasthauses die Einführung von dreizehn männ-

lichen Lehrlingen für den Beruf des Industriekaufmanns, dreizehn weiblichen Lehrlingen als zukünftige Bürogehilfinnen und zwei weiblichen Lehrlingen für die Betriebskrankenkasse durch Prokurist Pehmler, den Leiter der Personal-

Das Wissen vom Leben, das wir Erwachsenen der Jugend mitzuteilen haben, lautet nicht: „Die Wirklichkeit wird schon unter euren Idealen aufräumen“, sondern: „Wachset in eure Ideale hinein, daß das Leben sie euch nicht nehmen kann“. Wenn die Menschen das würden, was sie mit vierzehn Jahren sind, wie anders wäre die Welt!

Albert Schweitzer

abteilung für Angestellte. Prokurist Pehmler berichtete zunächst über das letzte Prüfungsergebnis, auf das nicht nur die Prüflinge selbst, sondern auch die fünf Ausbilder mit Recht stolz sein können. Beweist es doch, welch großer Wert auf die Ausbildung des Nachwuchses gelegt wird. Die Ausbildungseinrichtungen, so betonte Helmut Pehmler, seien erprobt und hätten sich bisher

bewährt. An die neuen Lehrlinge gerichtet: „Nun kommt es auf den eigenen Fleiß an!“

Karl Senk, Ausbilder der kaufmännischen Lehrlinge, hielt dann einen Vortrag über den Aufbau und die Geschichte des Werkes.

Die Ausbildung der Lehrlinge beruhe auf der praktischen Arbeit in den Büros sowie auf der theoretischen Schulung der Berufsschulausbildung. Werkzeitung, Werksbücherei und Besichtigungen gäben die Möglichkeit, sie zu ergänzen. Erfreulich sei, daß auch vom Werk Gelsenkirchen ein gutes Prüfungsergebnis berichtet werden könne.

Über seine in der Lehrzeit gewonnenen Erfahrungen berichtete Werner Siempelkamp. Er könne nur sagen, daß ihm die drei Jahre sehr schnell vergangen seien. In den ersten Tagen sei zwar sehr viel an Neuem auf einem eingestürzt und es habe beim Übergang von der Schule zum Beruf einer völligen Umstellung bedurft, aber man habe sich bald daran gewöhnt. Im übrigen erwarte man aber in den Büros nicht, daß ein Lehrling gleich den Platz einer vollwertigen Kraft ausfülle. Wer irgendwelche Sorgen habe, könne sich ohne Bedenken an seinen Vorgesetzten wenden.

Zum Schluß sprach als Vertreter des Betriebsrates Rudolf Müller. Er beglückwünschte die jungen Belegschaftsmitglieder, gerade in unserem Werk eine Lehrstelle gefunden zu haben, da sich darum ständig eine große Anzahl Schulentlassener bemühten. Die Aufstiegsmöglichkeiten seien groß, doch läge es an jedem selbst, sie durch Fleiß und Strebsamkeit auszunützen.

Mit der Überreichung der Lehrlingsverträge durch Prokurist Pehmler und der Einweisung der Lehrlinge in die Abteilungen wurde dann die kleine Feierstunde, die wohl im Leben der jungen Menschen als ein wichtiger Meilenstein bezeichnet werden kann, beendet.



Aus unserer Bücherkiste

Aus dem Bücherbestand der Werksbücherei haben wir wiederum einige Neuerscheinungen herausgegriffen. Alle hier aufgeführten Bücher können wir bestens empfehlen. Es ist unser Bestreben, allen unseren Werksangehörigen nur gute Bücher in die Hände zu geben.

Erich Maria Remarque: Zeit zu leben und Zeit zu sterben. Kiepenheuer & Witsch, Berlin u. Köln. 398 S.

Seit er 1929 mit „Im Westen nichts Neues“ an die Öffentlichkeit trat, ist die Kritik an Remarque nie verstummt. Kein Wunder also, daß auch sein neuer Roman im heftigen Kreuzfeuer der Meinungen steht. Remarque schildert hierin das Urlaubserlebnis eines jungen deutschen Soldaten aus dem letzten Weltkrieg. Der Soldat Ludwig Graeber erhält seinen Urlaub in einer Zeit, in der die deutschen Armeen im Osten einen letzten, ohnmächtigen Versuch machen, den drohenden Zusammenbruch abzuwenden. Vor ihm liegen drei herrliche, drei großartige, drei entsetzlich kurze Wochen der Freiheit. Aber was Graeber erwartet, ist nicht das, was er sich in den Jahren des Krieges ausgemalt hat. Was er zu Hause findet, ist eine von Luftangriffen gezeichnete Stadt, eine durch Propaganda und Angst hochgehaltene Kriegsmoral. Remarque schildert dies alles verblüffend echt, ohne die damalige Situation der Menschen in Deutschland selbst erlebt zu haben.

Ludwig Reiners: In Europa gehen die Lichter aus. C. H. Beck, München. 416 S.

Reiners widmet sein neues Buch einem vielumstrittenen Kapitel der deutschen Geschichte, das wir heute schon fast frei von der Parteien Haß und Gunst zu betrachten vermögen: der Zeit vom Sturze Bismarcks bis zum Untergang der deutschen Monarchie nach dem ersten Weltkrieg. Der Autor beweist hierbei erneut seine Gabe, einen geschichtlichen Stoff anschaulich und lebendig, geistvoll und elegant zu

gestalten, was den Leser nicht weniger fesselt als ein guter Roman. Männern wie Bismarck und Friedrich Ebert wird mit dem Buch ein Denkmal gesetzt.

Victor Gollancz: Aufbruch und Begegnung. C. Bertelsmann-Verlag, Gütersloh. 536 S.

Daß die deutsche Bevölkerung in den ersten Jahren nach der Kapitulation nicht verhungert ist, dafür haben wir u. a. dem Komitee „Rettet Europa jetzt!“ zu danken. Mitbegründer und treibende Kraft war Victor Gollancz, eine der interessantesten Persönlichkeiten des britischen Geisteslebens: Ein vitaler Sechziger, jüdischen Glaubens, Londoner Verleger, allen schönen Künsten aufgeschlossen, ein Vorkämpfer des religiösen Sozialismus in seinem Vaterland; Pazifist bis zur letzten Konsequenz, unerbittlicher Gegner der deutschen Kollektivschuld. Dieser Victor Gollancz hält hier Rückschau auf sein Werden. Ein unerhört mutiges (kein politisches) Buch mit dem Aufruf an die Weltöffentlichkeit: Redet nicht von Nächstenliebe, handelt, ehe es zu spät ist!

Peter Bamm: Die unsichtbare Flagge. Kösel-Verlag, München. 370 S.

Peter Bamm, Schriftsteller-Pseudonym des Arztes Curt Emmrich, ist ein Meister der in Deutschland so wenig geübten Kunst, das Ernste auf leichte Weise zu sagen. Hier aber ist er in eine besondere Lage versetzt: er hat als Chirurg in Rußland auf dem Hauptverbandesplatz Tausenden entscheidende Hilfe geleistet, die zermalnten Gliedmaßen abgenommen, Bauchschüsse fürs erste versorgt, die

ersten Schmerzen gestillt, die Schocks gemildert, gegipst, den Transport nach rückwärts organisiert. Das Buch schildert gewissermaßen die Hohlform des Krieges, nicht den Heroismus des Kampfes, sondern den Heroismus des Hauptverbandesplatzes. Was hier geschah unter der unsichtbaren Flagge des Roten Kreuzes, ist rühmenswert über alles Rühmensewerte der Darstellung hinaus.

Ina Seidel: Das unverwesliche Erbe. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 420 S. Nach einer Pause von vierzehn Jahren wieder ein Roman von Ina Seidel. „Das unverwesliche Erbe“ verbindet sozusagen die Lebenskreise des „Wunschkinde“ und des „Lennackers“ miteinander. Ein ganzes Jahrhundert mit einer Fülle von Menschen und Schicksalen — von 1813 bis 1914 — tut sich vor dem Leser auf. Im Mittelpunkt der Erzählung steht ein religiöser Konflikt: die Problematik einer evangelisch-katholischen Mischehe. Obwohl die Handlung des Romans vor 1914 endet, ist er dennoch ein auf unsere Zeit bezogenes Buch, zumal die religiöse und soziale Problematik unserer Tage aus der des 19. Jahrhunderts hervorgegangen ist.

William Saroyan: Die menschliche Komödie. S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main). 200 S.

William Saroyan ist ein amerikanischer Essayist, der etwa wie Thornton Wilder geistvoll und geschickt zu plaudern versteht. „Die menschliche Komödie“ darf man getrost ein Buch der Zeit nennen, weil es in ihr das Menschliche zu retten versucht. Es ist die Geschichte des merkwürdigen

Städtchens Ithaka in Kalifornien. Herzerfrischend geschrieben und doch voll tiefen Verstehens um die Dinge des menschlichen Daseins.

Heinrich Böll: Und sagte kein einziges Wort. Kiepenheuer & Witsch, Berlin u. Köln. 215 S.

Dieser Roman des jetzt 37jährigen Kölners wurde im bescheidenen Rahmen der deutschen Nachkriegs-Epik zu einem Bestseller und in zahlreiche Fremdsprachen übersetzt. Der Autor greift hier nach einem schwierigen, ja heiklen Thema: die Unauflöslichkeit der Ehe. Weniger als achtundvierzig Stunden aus dem Leben zweier Menschen sind hier in die wechselnden Monologberichte von Mann und Frau eingefangen, aber aus dem fast ereignislosen Ablauf von kaum zwei Tagen tritt uns ein Abbild unserer Zeit entgegen, ein Zeugnis menschlicher Charaktere, Schicksale und Gefühle.

Guiseppe Marotta: Das Gold von Neapel. Karl Rauch Verlag, Düsseldorf. 253 S.

Das Buch erzählt voller Güte und Humor von der zauberhaften alten Stadt am Vesuv und zeigt sie in ihrer ganzen Fülle malerischer Schönheit. Gekonnt sind die sozialen Gegensätze der alten Hafenstadt eingefangen. Die Erzählung ist ein Gesang des Dichters an die Stätten seiner Kindheit, wo Sanftmut und Laster, Verschlagenheit und stilles Heldentum, Demut und Pathos sich zu einem Loblied vereinigen. Marottas Buch diente zugleich dem bekannten italienischen Regisseur Vittorio de Sica als Vorlage zu einem gleichnamigen Film, der augenblicklich in Neapel gedreht wird.

HOAG-CHRONIK

WERK OBERHAUSEN

Geburten:

3. 1.
Paul Städtke, Tochter Jutta

19. 1.
Herbert Giesbert, Sohn Norbert

21. 1.
Dipl.-Ing. Gerhard Becker, Tochter Gabriele

25. 1.
Johann Koch, Tochter Roswitha

29. 1.
Helmut Hochhäuser, Tochter Ingrid
Heribert Pauly, Sohn Peter
Wilfried Zorn, Sohn Udo

30. 1.
Albert Saller, Tochter Erika
Erich Wegner, Sohn Jürgen

31. 1.
Karl-Heinz Sprengnether, Sohn Udo
Günter Tiemann, Sohn Rainer

1. 2.
Herbert Lachnicht, Sohn Uwe
Karl Senk, Sohn Wolfgang

3. 2.
Kurt Bever, Tochter Monika
Michael Dietrich, Tochter Margarete

4. 2.
Heinrich Beckmann, Tochter Helga
Peter Münch, Tochter Erika
Oskar Ohlendorf, Sohn Rainer

5. 2.
Peter Bruttger, Tochter Dorothea
Wilhelm Mestriner, Tochter Waltraud

7. 2.
Heinrich Maassen, Sohn Detlef

9. 2.
Lienhard Lube, Tochter Agnes

10. 2.
Friedrich Stüber, Tochter Ulrike

11. 2.
Friedrich Amerkamp, Tochter Ulrike
Karl Schröder, Tochter Jutta

12. 2.
Heinz Jablonski, Tochter Ulrike
Karl-Heinz Thorhauer, Tochter Ingrid

13. 2.
Kurt Wiese, Tochter Angelika

15. 2.
Friedrich Nangast, Sohn Werner

16. 2.
Herbert Gibhardt, Sohn Friedhelm
Erich Schulz, Tochter Rita

17. 2.
Heinrich Meyer, Tochter Astrid

18. 2.
Gerhard Korinth, Sohn Uwe

21. 2.
Johann Strickerschmidt, Sohn Ludger
Hans Wagner, Sohn Klaus

22. 2.
Willi Rogalla, Tochter Rita

25. 2.
Ursula Amting, Sohn Hans-Gerd

28. 2.
Bernhard Henke, Tochter Barbara
Günter Weber, Tochter Gabriele

Eheschließungen:

15. 1.
Walter Schraven mit Erika Knüpfer
Werner Thomas mit Hildegard Krolak

22. 1.
Josef Aubart mit Wilhelmine Theißen

29. 1.
Heinz Boff mit Eleonore Pawlicki
Karl Kröll mit Elisabeth Hans
Bruno Pakruhn mit Beatrix Krein

5. 2.
Adolf Breil mit Hildegard Kappenberg
Wilhelm Hennig mit Charlotte Matthei
Otto Jung mit Käthe Fondermann
Günter Wieschenberg mit Erika Brosch
Marlene Wischermann mit Wolfgang Pfeffer

7. 2.
Anneliese Zinßer mit Franz Jost

7. 2.
Friedrich Michel mit Hildegard Zorn

12. 2.
Alfred Klingels mit Theodora Hillenbrand
Franz Mallmann mit Henriette Acht
H.-Georg Ross mit Hannelore Buchberger

15. 2.
Julius Zannoni mit Lydia Brittner

19. 2.
Willy van Ahren mit Christel Heiming
Heinrich Gosepath mit Ingeborg Hoffmann

22. 2.
Rudolf Brodam mit Maria Kuhn

26. 2.
Heinrich Maes mit Irmgard Hoffmann

WERK GELSENKIRCHEN

Geburten:

31. 1.
Alfred Kusmierz, Tochter Petra

8. 2.
Albert Weber, Sohn Gerd

18. 2.
Hans G. Emde, Sohn Ralf

19. 2.
Erich Mrotzek, Tochter Ellen

23. 2.
Apollinar Fuchs, Tochter Ulrike

Eheschließungen:

3. 2.
Erwin Glodeck mit Ruth Paulußen

WERK OBERHAUSEN

40jähriges Dienstjubiläum:

Heinrich Götz, Werksb.-Assistent
Hermann Isselhorst, Lokführer
Johann Jansen, Schlosser
Theodor Klingels, Schlosser
Valentin Monix, Gruppenführer

Heinrich Niebeling, Angestellter
Peter Roedel, Lokführer

25jähriges Dienstjubiläum:

Heinrich Benning, Elektriker
Stefan Bielawny, Gasometerwärter

Artur Blaschke, 1. Richter
Gerhard Dahmen, Gruppenführer
Bernhard Hellenkamp, Kalkulator
Karl Job, Gruppenführer
Franz Krüger, Einsetzer
Theodor Kucklich, Schlosser

Leo Liß, Reserveschmelzer
Jakob Raab, Kranführer

WERK GELSENKIRCHEN

25jähriges Dienstjubiläum:

Franz Boenigk, Seiler
Hubert Greiffer, Angestellter

Unsere Jubilare im Februar

1. 2.
Heinrich Völler, Pensionär

8. 2.
Friedrich Kulina, Pensionär

5. 2.
Erwin Bauch, Rangierer

14. 2.
Alois Berens, Pensionär
Heinrich Roelofs, Ausgeb. (Küchenbr.)

15. 2.
Wilhelm Scherer, Pensionär

16. 2.
Friedrich Weirich, Pensionär

23. 2.
Jakob Mertens, Pensionär

24. 2.
Amandus Klug, Lokführer
Gustav Notthoff, Pensionär
Johann Thyssen, Pensionär

† Sie gingen von uns

Fröhliche Ostern

wünscht KURT CERNY



Der Besuch vom Land: „Oh Chott Fritzchen, so staubt dat bei Euch in Oberhausen?“
„Nä Tante Frieda, der Osterhase hat unsere Ostereier im Kohlschuppen versteckt.“



Ostergeschenk eines Verliebten



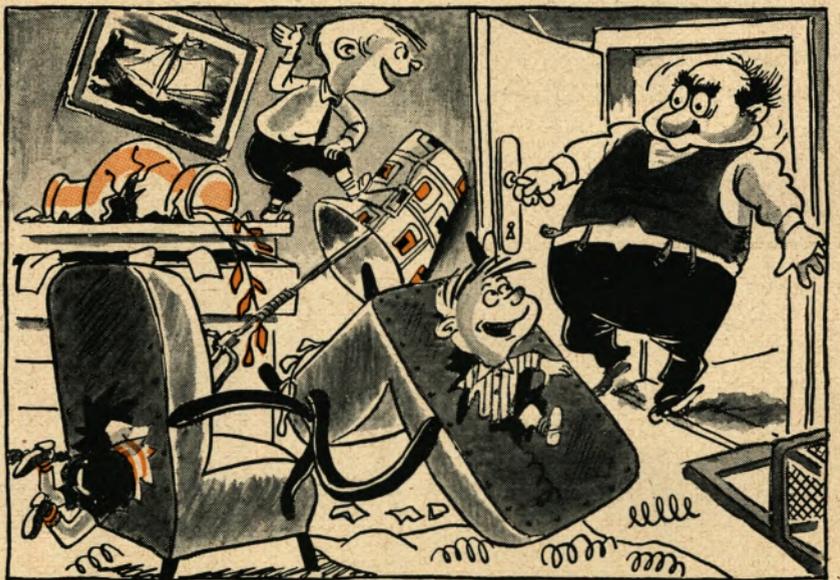
. . . . Verlobten



. . . . Verheirateten



„Bei uns gibts zu Ostern Rührei!“



„Wir finden die Eier Papa und wenn wir das ganze Zimmer atomisieren müssen.“

KURT CERNY